

DER DEUTSCHE SOLDAT, WIE IHN UNGARISCHE AUGEN IM ERSTEN WELTKRIEGE SAHEN*

VON ÁRPÁD MARKÓ

Gerne und oft verweilen meine Gedanken bei jenen kriegerischen Ereignissen, an welchen mein Regiment im Weltkriege im Vereine mit deutschen Truppenkörpern teilnahm. Als Regimentsadjutant des schönen und tapferen nordungarischen Infanterie-Regiments, das die Ehre hatte, als Regimentsinhaber den Namen Kaiser Wilhelms I. zu führen, hatte ich oft mit deutschen Kommandos, Truppen, Offizieren und Mannschaften zu tun und denke noch heute mit Freude an viele Episoden gemeinsamer Arbeit zurück. Fand ich doch überall aufrichtige Kameradschaft, volles Verständnis und Anerkennung unserer braven ungarischen Krieger.

Ich will hier nur einige kleine, persönliche Erlebnisse, Wahrnehmungen und Gedanken schildern, die an sich wohl keine großzügigen strategischen oder taktischen Momente unseres Zusammenwirkens bildeten, aber immerhin in meinem Gedächtnis besonders haften blieben. Der freundliche Leser möge mir verzeihen, wenn ich die Namen der zu erwähnenden Personen, sowie nähere Angaben über Truppenteile, Ortsnamen nicht geben kann, ist doch seither eine lange Reihe von Jahren verflossen; schließlich wollen diese Zeilen auch nicht hervorragende Leistungen oder Eigenschaften *einer* bestimmten Person verewigen. Sie sollen nur dazu dienen, meine Gedanken auszusprechen, mit welchen Augen ich, als Außenstehender deutsche Kameraden beobachtete und in ihnen Typen hervorragender Soldatentugenden wahrgenommen habe.

Nach der Durchbruchschlacht bei *Gorlice* — Mai 1915 — war mein Regiment während des siegreichen Vormarsches längere Zeit das linke Flügelregiment der k. u. k. 27. Infanterie-Division. Links von uns rückte im engen Anschluß das deutsche Flügelregiment der deutschen 35. Reserve-Division vor. Daher waren diese zwei Regimenter und besonders ich als Regimentsadjutant mit dem Regimentsadjutanten des deutschen Regiments Tag und Nacht in steter Verbindung. Eines Tages gelangten wir mit unseren inneren Flügeln an den Westausgang einer von den Russen tagsvorher geräumten Ortschaft nordöstlich Lemberg. Da begründeter Verdacht vorlag, daß die Russen gerade in dieser Ortschaft eine geheime Telephonstation angeblich auch während unseres Vormarsches zurückgelassen haben, wurden wir — beide Adjutanten — mit je einer Patrouille unserer Regimenter am Ortsausgang mit dem Auftrag zurückgelassen, die

* Eine neue Fassung des Nr. 3—5 1931 im Kampfblatt der Nationalen Frontsoldaten, der vaterländischen Frauen- und Jugendbewegung »Der alte Dessauer« erschienenen Aufsatzes.

Häuser durchsuchen zu lassen und erst nach Erledigung dieser Aufgabe unseren bereits weitermarschierten Regimentern zu folgen. Wir fertigten gemeinsam unsere Patrouillen ab, und schon bei dieser Gelegenheit fiel mir der Führer der deutschen Patrouille auf. Kriegsfreiwilliger, mit dem Dienstgrad eines Gefreiten, im Alter von etwa 45—50 Jahren, machte er auf mich den Eindruck eines Gelehrten von hoher Kultur. Nach Erteilung unserer Aufträge ritten wir zum Ostausgang des Dorfes vor, wo sich dann die Patrouillen nach Erledigung ihres Auftrages zu melden hatten.

Der Ortsausgang mit der Kirche lag etwas erhöht, so daß ich von dort eigentlich den ganzen Ort — der nach galizischer Art gebaut, bloß aus einer, etwa 2—3 Kilometer langen Ortsgasse bestand — gut übersehen und die Tätigkeit beider Patrouillen genau beobachten konnte. Mein deutscher Kamerad wurde plötzlich von seinem Kommandanten abberufen und übertrug mir die Aufgabe, die Einrückung auch seiner Patrouille abzuwarten, sie auszufragen und sodann heimzuschicken.

Meine Patrouille durchsuchte die rechte Häuserreihe, die deutsche die linke. Die ungarische Patrouille rückte als erste zu mir ein und brachte einige russische Gewehre mit. Die deutsche Patrouille war zu dieser Zeit noch fest an der Arbeit. Ich sah den bebrillten Gefreiten und seine Leute — vier bis fünf forsche, stramme Jungen — mit staunenswerter Genauigkeit in jedes Haus, auf jeden Dachboden, in jeder Keller hineinkriechen, jeden Gemüsegarten, Stall, jede Scheune emsig durchsuchen. Endlich meldete sich der Gefreite. Seine Patrouille zog einen Wagen mit einer russischen Telephonstation, mit Gewehren und sonstigem russischen Kriegsgerät voll beladen hinter sich. Nach seiner Meldung sprach ich dem Patrouillenfürher mein volles Lob und meine Anerkennung für die gründliche Arbeit aus. Es interessierte mich, auch seinen Zivilberuf zu wissen, worauf er mir meldete, er sei Privatdozent, Dr. phil., Hochschulprofessor, Philologe von Beruf und seinerzeit wegen einer schweren Krankheit nicht diensttauglich gewesen, weshalb er nicht Offizier werden konnte. Nun aber habe er sich als Kriegsfreiwilliger zum Dienst gemeldet. Die Mannschaft seiner Patrouille war seiner würdig. Die Jünglinge waren eben seine Studenten, gleichfalls Kriegsfreiwillige, die sich mit ihm zum Kriegsdienst meldeten und ihm seither mit freudiger Ergebenheit durch Dick und Dünn folgten. Ich gab meiner Bewunderung Ausdruck, daß er eine Beschäftigung, wie diese Häuserdurchsuchung, die eigentlich mit seinem Beruf und seiner hohen Bildung in gar keinem Einklang, seinem Gedankenkreis so ferne stand, mit derselben Gründlichkeit und Hingabe löste, als ob er von seinem Katheder einen interessanten Vortrag über neuentdeckte ägyptische Papyrusrollen gehalten hätte. Er erwiderte schlicht: »Das Vaterland verlangt in diesem Augenblick diese Pflicht von mir, und glauben Sie mir, Herr Hauptmann, daß ich sie mit derselben Begeisterung erfüllte, wie meine friedliche Lehrtätigkeit.«

Ich glaubte ihm dies auch gerne und bin noch heute davon überzeugt, daß ihm mein uneingeschränktes Lob in diesem Augenblick wertvoller war, als eine belohnende Anerkennung seiner vorgesetzten Hochschulbehörde für eine gelungene Dissertation.

Im Sommer 1917 lag mein Regiment im Schützengraben eines — fortwährenden russischen Angriffs ausgesetzt — besonders kritischen Front-

abschnittes vor Podhorce, einem Ort einige Kilometer südwestlich der ehemaligen österreichischen Grenzstadt *Brody*. Das vorgesetzte Korps- und Divisionskommando waren in Podhorce, im schönen, alten Schloß des Polenkönigs Johann Sobieski untergebracht. Ende Mai wurde die königl. sächsische 96. Inf.-Division mit drei Infanterie-Regimentern, neun Batterien und zwei Eskadronen als Reserve des k. u. k. Armeekommandos nach Podhorce dirigiert und vom Korpskommando in die Ortschaften der Umgegend verteilt. Ein Regiment dieser Division war im Falle eines übermächtigen russischen Angriffs zur Verstärkung meines Regiments bestimmt; so war es selbstverständlich, daß die Bataillonskommandeure und Kompagnieführer, mit der Zeit auch alle Offiziere und Portepéeunteroffiziere dieses sächsischen Regiments einen regen Verkehr mit unseren Offizieren aufrecht hielten, sowie tagtäglich in unseren Stellungen herumgingen, um sich über die Verhältnisse ihres wahrscheinlichen Kampfgebietes zu orientieren. Es bildete sich ein kameradschaftlicher Verkehr beider Offizierskorps aus; wir suchten einander gerne auch außerhalb des Schützengrabens, bei einem Glas Wein oder einer Tasse Tee auf, und halfen einander — wo es Not tat — dienstlich und außerdienstlich.

Da kam eines Tages der mir schon wohlbekannte sächsische Hauptmann, Graf, Träger eines geschichtlichen Namens, ehemals Berufsoffizier, — der vor dem Krieg seinen ausgedehnten alten Familienbesitz verwaltete und seit dem ersten Mobilisierungstag als Kompagnieführer in der Front stand — und brachte folgende Bitte vor: Sein Leutnant, der einzige Subalternoffizier seiner Kompagnie, sollte in einigen Tagen seinen wohlverdienten 14 tägigen Urlaub antreten, und nun wollte ein unglücklicher Zufall, daß der Bataillonskommandeur plötzlich schwer erkrankte. Er, der Graf, mußte als ältester Kompagniechef das Bataillonskommando übernehmen und sein Leutnant die Kompagnie. Er könne daher diesem den Urlaub nur dann gewähren, wenn wir dem sächsischen Bataillon aus Kameradschaft einen Offizier für 14 Tage zur Verfügung stellen würden, der die fragliche Kompagnie während der Urlaubszeit des Leutnants führen würde, denn sein Regiment habe zur Zeit keinen verfügbaren Offizier. Gehe das nicht, so müsse der Leutnant eben auf seinen Urlaub verzichten. Es läge ihm — dem Grafen — aber besonders am Herzen, daß dieser Offizier seinen Urlaub genieße. Zu dieser Zeit war der Offiziersaustausch zwischen beiden Armeen schon dienstlich geregelt und eingebürgert, und so erfüllte mein Regimentskommandant diese Bitte gern. Wir entsendeten noch am selben Tag einen Hauptmann zum sächsischen Regiment, der die Kompagnie auch sofort übernahm.

Nach Ablauf seiner Kolmandierung erzählte mir dieser folgendes: Bei seiner Ankunft empfing ihn der Graf, und obwohl er als derzeitiger Bataillonskommandeur mit der Kompagnie eigentlich nichts zu tun hatte, nahm er den Hauptmann persönlich in die Schreibstube mit und übergab ihm an Hand eines Namensverzeichnisses sämtliche Leute der Kompagnie. Das heißt, er weihte den Hauptmann in die kleinsten dienstlichen und Privateigenschaften der Mannschaft ein, gab ihm Weisungen, wie er mit diesem und jenem Mann umzugehen habe: »... der Gefreite Hoffmann sei ein tapferer Soldat, aber etwas leichtsinnig, der Musketier Schulz ein braver Mann, aber schwerfällig, der Musketier Müller etwas kopfhänge-

risch, habe schlechte Nachrichten von zu Hause erhalten, Klein sei schreibfaul : den müssen Sie oft antreiben, denn seine Eltern ängstigen sich um ihn ; Peter sei etwas sozialistisch angehaucht, bedarf strenger Überwachung ; den Hinze schicken Sie bald auf Urlaub, er hat sein neugeborenes Kind noch nicht gesehen ; Hermanns Bruder ist vorgestern gefallen, er ist daher, bis er den Schmerz überwindet, mit Schonung zu behandeln u. s. f. vom Musketier Abt im Alphabet bis zum Gefreiten Zobel. Man erkannte aus jedem Worte des Grafen, — wie mir der Hauptmann erzählte — mit welchem Ernst, mit welcher väterlichen Fürsorge dieser Mann seine Untergebenen behandelte, jeden nach seiner Eigenart.

Nächsten Tag sprach der Graf bei unserem Regimentskommando vor, um sich für die gebotene Aushilfe zu bedanken. Ich konnte nicht umhin, meiner Bewunderung Ausdruck zu geben darüber, was mir unser Leutnant erzählt hatte. Denn unser Kompagnieführer war der deutschen Kompagnie eigentlich nur zur taktischen Führung vorgesetzt, er kam ja in dieser kurzen Zeit gar nicht dazu, der Mannschaft seiner Kompagnie auch menschlich näher zu treten, war er ja doch nicht ihr ständiger Vorgesetzte.

»Eigentlich haben Sie recht« — erwiderte mir der Graf — »es war von mir eine vielleicht übertriebene Gewissenhaftigkeit, daß ich das außerdienstliche Schicksal meiner Mannschaft einem ihr fremden und nur einige Tage vorgesetzten Herrn so eingehend überantwortete. Doch Sie müssen diese Sache mit anderen Augen ansehen. Das Regiment ergänzt sich aus jenem Teil Sachsens, wo meine Familie schon nahezu 800 Jahre ansäßig ist. Es gab keinen Feldzug Deutschlands seit den Kreuzzügen, in dem nicht meine Vorfahren an der Spitze ihrer Heerscharen, die aus den Vorfahren meiner gegenwärtigen Mannschaft gebildet waren, gegen den Feind zogen. Seitdem dieses Regiment besteht, dienen die Mitglieder meiner Familie stets in seinen Reihen und ich, als derzeitiger Besitzer meines Familiengutes, gehöre selbstretend an die Spitze dieser Kompagnie, deren Leute im Privatleben größtenteils meine Angestellten sind. Bei der Nobilisierung habe ich meine gedienten Pferdewärter, Ackerknechte und sonstigen Bediensteten persönlich gesammelt und unter die Fahnen geführt. Mein Kanzleiunteroffizier ist mein Gutschreiber, mein Reserveleutnant mein Forstbeamter usw. Da ist es wohl selbstverständlich, daß ich für sie verantwortlich bin. Und wenn ich auch nur für kurze Zeit nicht bei ihnen weile, muß ich doch die Beruhigung haben und müssen sie fühlen, daß sie auch in meiner Abwesenheit, in den schwersten Stunden ihres Lebens, nicht führerlos dastehen, und jemand — der sie kennt — über sie wacht. Mein Reserveleutnant kennt jeden Mann der Kompagnie genau, aber Ihr Herr Hauptmann war ihnen fremd. So war die Art der Übergabe meiner Kompagnie eine notwendige und eigentlich selbstverständliche Sache.«

Der Graf nannte dies eine »selbstverständliche Sache«. Ich meinerseits setzte aber in Gedanken dazu : »eine wahrhaft sozial gedachte, vornehme Gesinnung, eine echte soldatische Auffassung des Verhältnisses zwischen Vorgesetzten und Untergebenen«.

Es war im Monat Juli des Jahres 1917. Vom vierzehntägigen Fronturlaub eingerückt, ließ mich der Regimentsproviantoffizier von der letzten Eisenbahnstation hinter der Gefechtsfront der Division — Ozydow — mit einem Wagen abholen. Die im Zenit stehende Sonne sandte ihre Strah-

len unbarmherzig auf die vor uns liegende, nach Podhorce führende öde und völlig ausgedorrte Straße herunter. Bei einer Wegbiegung bemerkte ich auf der ausgestorbenen Landstraße einige hundert Schritte vor mir einen deutschen Offizier, der nach Podhorce pilgerte. Näher herangekommen, erkannte ich die Uniform und das Abzeichen eines deutschen Militärseelsorgers, an dessen schneeweißem Haar und etwas mühseligem Gang zu sehen war, daß der einsame Wanderer ein hochbejahrter Herr sein muß. Ich ließ halten und lud ihn zum Weiterfahren ein. Er nahm dankend an. Wir stellten uns gegenseitig vor, und so erkannte ich in ihm den evangelischen Hauptseelsorger der um Podhorce liegenden sächsischen Infanterie-Division. Als ich mich auch als Protestant bekannte, wurde unser Gespräch angeregter und ich fragte den alten Herrn :

»Aber um Gotteswillen, Hochwürdigen, was hat Sie eigentlich veranlaßt, in dieser mörderischen Hitze so mutterseelenallein, gerade in den heißesten Mittagsstunden einen Spaziergang zu machen?«

»Keinen Spaziergang, Herr Hauptmann,« erwiderte er ernst, »ich habe, wie alltäglich, auch heute die Truppen der Division aufgesucht, denn ich fühle das Bedürfnis, die meiner Seelsorge anvertrauten Leute auch außer den für den Gottesdienst festgesetzten Stunden zu sehen und zu sprechen. Ich finde tagtäglich einige unter ihnen, die meiner Tröstung oder Stärkung bedürfen. Und schließlich ist dies ja mein Dienst.«

»Aber entschuldigen Sie, in ihrem Alter sind derartige körperliche Anstrengungen — die Division liegt, soviel ich weiß, in einem Umkreis von nahezu 15 km verstreut — wohl nicht von Vorteil. Warum haben Hochwürden für diesen Dienstgang nicht ein Reitpferd oder Fuhrwerk vom Div.-Kmd. beansprucht?«

»Ja wissen Sie, zum Reiten taugte ich nicht mehr, einen Wagen hätte ich wohl bekommen können, doch meine ich, daß man die Fuhrwerke für wichtigere Dienste verwenden muß. Die Truppen brauchen Verpflegung, Munition, Stacheldraht usw. Ich will sie dieser wichtigeren Bestimmung zu Gunsten meiner körperlichen Bequemlichkeit nicht entziehen und werde daher, so lang der liebe Gott mir Kraft und Gesundheit verleiht, diesen täglichen Spaziergang auch fernerhin zu Fuß machen.«

Ich verbeugte mich in Gedanken vor dieser erhabenen Auffassung des ehrwürdigen Herrn über pastorale und militärische Pflichten und konnte ihm nichts erwidern.

*

So oft ich im Felde in Kameradenkreisen und nach dem Kriege in der Heimat mit Freunden und Verwandten Gedanken austauschte und die Frage aufgeworfen wurde, woran es eigentlich lag, daß die deutsche Armee als die tüchtigste und schönste galt, erzählte ich gerne diese und noch andere Episoden und persönliche Erlebnisse aus dem Weltkrieg. Denn ich bin der Meinung, daß der Wert einer Armee nicht allein in ihrer Führung, Zusammenstellung, Ausbildung und Ausrüstung, sowie Kampfbereitschaft liegt. Solche Imponderabilien, der sittliche Ernst, die vornehme Gesinnung, die übergewissenhafte Auffassung der Berufsobliegenheiten, — wie ich sie in diesen kurzen Erzählungen schilderte, — sind gleichfalls unentbehrliche Grundpfeiler des festen Gefüges einer Armee.